



Ostfront

Text: Joachim Rienhardt, Fotos: Christopher Occhicone, „Stern“ 43/2022

Kaum eine Gegend ist derzeit so umkämpft in der Ukraine wie die um die Stadt Bachmut. Entscheidet sich hier der Krieg? Zu Besuch bei Menschen, die im Bombenregen ausharren wollen

Auf Sackkarren transportieren Vater und Sohn, was sie aus ihrem von russischen Soldaten zerstörten Haus retten konnten. Sie wollen zu einem Freund im Nachbardorf

Die Spielzeugpuppe liegt wie eine Leiche auf einem Trümmerfeld in der Innenstadt von Bachmut, direkt gegenüber einem Juweliengeschäft, das mit Brettern vernagelt ist. Hier standen früher Marktstände. Sie ist nur mit einem weißen Slip bekleidet, ihr rechter Arm und Kopf sind abgerissen. Um sie herum ein Kreisel, ein durchnässtes Plüschtier, verkohlte Plastikflaschen, zerfetzte Schuhe und das abgetrennte Bein einer Schaufensterpuppe, an dem noch die Fetzen eines Nylonstrumpfs hängen.

Gegen das Gebäude dahinter, die einstige Markthalle, schlagen herabhängende Teile des verrosteten Wellblechdachs im eisigen Wind. Das hohle Klappern des Metalls vermengt sich mit donnerndem Artilleriefeuer, mit dem Wiederhall von explodierenden Mörsergranaten und Raketen. Hin und wieder sind Salven von Maschinengewehren zu hören, von Gefechten aus der Ferne. Nur leise Musik lässt vermuten, dass es noch so etwas wie ziviles Leben gibt: Es ist ein Lied der Band Bes Obmeschen, auf Deutsch Ohne Grenzen, das aus dem Untergeschoss eines Geschäftshauses nach oben dringt, aus der Tierhandlung Kysa.

Ruslan Krawtschenko, 45, der Inhaber, erhebt sich von der Couch im Büro seines unterirdischen Ladens. Der Mann mit kurz geschorenem Resthaar und glasigen Augen trägt über den Jeans einen blauen OP-Kittel, leicht mit Blut befleckt. Er hat heute schon die Schusswunde bei einem Hund versorgt. „Ich bin auch Tierarzt, der letzte der Stadt“, sagt Krawtschenko. Gestern hat er den Leichnam seiner Kollegin Natalija gewaschen, die in der Nacht von den Kugeln einer Granate, einem Schrapnell, tödlich getroffen worden war. „Meine Hände sind immer noch kalt. Erst jetzt spüre ich, dass sie langsam wieder etwas wärmer werden.“

Von den einst 80500 Einwohnern Bachmuts sind noch etwa 23000 in der Stadt. Krawtschenko ist einer von ihnen. „Alle sagen, ich soll weg. Aber ich sehe das Chaos da oben nicht mehr. Die Rakete der Russen ist schon am ersten August eingeschlagen.“ Seine Frau ist mit den Kindern in ihrer Ferienwohnung in der Türkei. Krawtschenko hat Lebensmittel gehortet, sein Nachtlager in einem der Verkaufsräume aufgeschlagen, eingepfercht zwischen Vogelkäfigen. Er lächelt, als sei es das Normalste der Welt, dass er die Stellung hält. „Ich kann nicht einfach weg. Ich habe mein Leben lang gearbeitet, um all das aufzubauen. Das fiel nicht einfach so vom Himmel.“

Ruslan Krawtschenkos Tierhandlung ist das einzig geöffnete Geschäft im nahezu menschenleeren Stadtzentrum von Bachmut, dem derzeit vermutlich am heftigsten umkämpften Ort an der Ostfront des Krieges in der Ukraine. Es ist der einzige Abschnitt der Front, an dem russische Truppen noch nach vorn rücken. Laut Berichten des britischen Geheimdienstes liegt hohe Priorität auf dem russischen Angriff auf Bachmut. Putins Truppen brauchen dringend Erfolgsmeldungen, nachdem sie durch die ukrainische Gegenoffensive weite Teile des Terrains verloren haben, das sie im Laufe von fünf Monaten eingenommen hatten. Zuletzt fiel die strategisch wichtige Stadt Lyman zurück an die Ukraine.

Auch für die ukrainische Armee bildet Bachmut eine wichtige Basis für weitere Offensiven. Horliwka, eine Hochburg der Separatisten, liegt 30 Kilometer entfernt. Gelänge es, Horliwka sowie die Stadt Donezk zu nehmen, könnte es zum Kollaps der von Russland annektierten Volksrepubliken Donezk und Luhansk führen, deren Eroberung Putin jüngst als Kriegsziel ausgegeben hat. Undenkbar ist das nicht mehr. Es könnte das Ende von Putin einläuten.

Oder ihn dazu bringen, tatsächlich Atomwaffen einzusetzen. Die Gefahr scheint so groß wie nie zuvor.

Momentan sieht es so aus, als würde Bachmut bald an die Russen fallen. Die Stadt ist seit drei Monaten unter Dauerbeschuss. Wenn es dunkel wird, sieht man von Weitem die Raketen wie bei einem Feuerwerk über der Stadt. Bis zu 140 Einschläge pro Nacht werden gezählt. Kaum ein Haus, das nicht beschädigt ist, überall haben Bomben Krater in den Boden gerissen. Am Postamt, wo vor zwei Wochen Menschen noch für ihre Rente anstanden, liegt alles in Schutt. Und die russischen Truppen rücken täglich näher, mit den als skrupellos gefürchteten Söldnern der Wagner-Truppe, deren Chef gerade in den Straflagern Berufskiller als Kämpfer anwirbt. Manche haben die Stadtgrenze bereits überschritten.

Östlich des Flusses Bachmutka hat sich die Stadt längst in ein Schlachtfeld verwandelt, keine 800 Meter von der Türschwelle zu Ruslan Krawtschenkos Tierhandlung entfernt. Dort spannte sich früher ein Bogen über der Uferpromenade: „Bachmut – offen für Herzlichkeit“. Jetzt ist aus der Stadt ein Ort des Hasses und der Zerstörung geworden. Die Salzfabrik und die Weinkellerei an der Straße Patrissa Lumumby, die Möbelfabrik an der Straße des Friedens, sie alle liegen in Trümmern. Krawtschenkos Haus stand dort. Er war schon seit über einem Monat nicht mehr da. Die Brücken über den Fluss sind gesprengt.

„Im Schnitt sterben bei uns ein bis zwei Menschen am Tag“, sagt Anna Petryenko-Poluchyna, 40, die Stellvertreterin des Bürgermeisters, die zum Gespräch ins verwaiste Rathaus gekommen ist. Die geborstene Eingangstür ist mit Brettern vernagelt, Fensterscheiben gesplittert, die Fassade ist von Kugeln durchsiebt. Der Wind pfeift durch das Foyer. Eine mannshohe Militärkarte hängt dort. Fotos von Rosenbeeten sind zum Schutz hinter Holzpaletten gerückt. „Die Stadt der Rosen“ steht da. So wollte Bürgermeister Olexij Rewa, ein Hobbygärtner, seine Heimat bewerben. „Wir haben viel getan, die Stadt nach vorn zu bringen, und auch viel erreicht“, sagt seine Vertreterin.

Draußen knallen Explosionen. Petryenko-Poluchyna kann mittlerweile eingehenden von ausgehendem Beschuss unterscheiden. Sie ist in diesen Tagen vor allem damit beschäftigt, die Verbliebenen zu überzeugen, die Stadt zu verlassen. Es sei irrsinnig, zu bleiben. Zwar fließen gerade zum ersten Mal seit Wochen wieder Strom und Wasser. „Aber wenn wir die Anlagen instand gesetzt haben, werden sie meist noch am gleichen Tag erneut zerbombt“, sagt Petryenko-Poluchyna. Offenbar wollen die Angreifer mit der Infrastruktur auch die Moral der Menschen brechen.



Viele wollen, wie Rentnerin Olga Schkansklupenko, trotz der Gefahr bleiben



Helfer der Freiwilligenorganisation Base evakuieren täglich Bewohner aus der stark beschossenen Stadt Bachmut. Die meisten Menschen müssen dazu mühsam überredet werden

Die Schulen waren die ersten Ziele, die die Russen unter Beschuss nahmen. Von einstmalig 17 steht noch eine einzige. „Vermutlich glauben die, dort seien Soldaten untergebracht“, sagt Petryenko-Poluchyna. „Aber ich habe keine Zeit, darüber nachzudenken, warum Putin das alles macht.“ Wahrscheinlich soll es für die einstigen Bewohner keinen Grund mehr geben, jemals wiederzukommen. Mit den großen Fabriken sind auch die Arbeitsplätze auf Jahre hinaus zerstört.

Das Telefon der Vizebürgermeisterin klingelt fast pausenlos. Sie geht selten dran. Ihr Chef ist gerade in einer Sitzung mit der Militärkommandantur. Auch die will keine Zivilisten in der Stadt, sondern freie Schussbahn auf die russischen Invasoren. Der Bürgermeister hat sein Büro bereits vor drei Monaten geräumt. Manche der Fensterluken dort sind mit aufgetrennten Säcken des Flüchtlingshilfswerks der Vereinten Nationen verhängen worden. Durch die anderen geht der Blick direkt auf die Ruine der Konzerthalle, ausgebrannt bis hoch zur Kuppel; in ihr hatte die Stadt einmal das humanitäre Hilfszentrum eingerichtet. Auch normale Wohnhäuser geraten unter Beschuss, zuletzt das an der Straße Verteidiger der Ukraine, Hausnummer 1. Es gab fünf Tote.

Meist, so heißt es, folgt dem ersten Beschuss ein zweiter mit etwa einer halben Stunde Verzögerung. Mit dieser Taktik haben die Russen bereits in Syrien operiert. Sie möchten offenbar auch die Retter und medizinischen Helfer mit in den Tod schicken, deren Kräfte ohnehin längst dezimiert sind, genau wie die der Polizei. Auch die Verwaltung des Friedhofs hat ihren Dienst eingestellt. Splittergranaten stecken zwischen verwilderten Grabstätten. „Wir beerdigen nur noch Leichen, die in der Straße gefunden werden, um die sich keine Angehörigen kümmern“, sagt die Vizebürgermeisterin.

Am Rathaus rollt ein Panzer mit hoher Geschwindigkeit vorbei, sein Ziel: die Front. Im Hof dahinter hat sich eine Familie mit zwei Kindern eingefunden. Sie gehören zu jenen, die in dem Apartmentblock an der Straße Verteidiger der Ukraine von der Bombe im Schlaf überrascht wurden, nachts um zwei Uhr. Jetzt warten sie auf den Kleinbus, den die Stadt zur Evakuierung bereitstellt. „Ich habe meine Kinder geschnappt und bin nach unten gerannt“, sagt Pawel Solodko, 30, ein Elektriker. Er zittert und stottert, als er erzählt, wie er tags darauf in die Ruine stieg, um noch etwas aus der Wohnung zu retten. „Aber da war alles verbrannt.“ Seine Mutter ist gekommen, um sie zu verabschieden. Sie weint, aber sie selbst bleibt.

Der Vizebürgermeisterin fällt es schwer zu begreifen, warum so viele Menschen ausharren, obwohl der Winter naht, ohne Strom, ohne Heizung, ohne Wasser. Meist sind es die, die ein eigenes Haus haben. Oder die Alten. „Die haben Angst, dass es ihnen woanders noch schlechter geht als hier, sagt Petryenko-Poluchyna. Manche glaubten, dass nun die Zeiten der UdSSR zurückkämen, „die Zeiten, als sie noch jung waren, ins Kino gingen und Paraden besuchten, Plakate schwenkten von Lenin und Marx“.

Andere, wie Olga Schkanskulpenko, 75, scheinen sich

schlicht aufgegeben zu haben. „Hier wohnen Bürger“, hat sie vorsichtshalber mit Kreide auf das grüne Tor ihres Häuschens geschrieben. Ihre Tochter Natalija, 50, liegt bewegungsunfähig im Bett, Multiple Sklerose im Endstadium. Im Radio knistert der russische Propagandasender der Separatistenrepublik Luhansk, die einzige Station, die man noch empfangen kann, nur Putins Hirngespinnste. Aber das Knistern des Radios hilft gegen Einsamkeit. Unter dem mit Weinreben bewachsenen Dach der Hoflaube hängen frisch gewaschene Windeln der kranken Frau. Die Mutter zeigt Bilder ihrer Tochter, einst eine hübsche Lehrerin. Sie hofft, dass die Russen ihr nichts tun, wenn sie kommen. Und sie selbst? „Wer will mich schon? Ich bin alt“, sagt Schkanskulpenko.

Helfer der Freiwilligen-Organisation Base haben mehrfach versucht, die alte Frau zum Mitkommen zu überreden. Der Gründer von Base, Anton Jaremtschuk, 32, sagt: „Wenn die Leute drei Monate überlebt haben, denken sie, ihnen könne nichts passieren. In Wahrheit ist es Glückssache, wer am Leben bleibt.“ Täglich brechen die Helfer von ihrer etwa 40 Kilometer entfernten Basis Richtung Bachmut auf. Gestern waren sie in einem nahezu verlassenem Dorf namens Nju-Jork, keine zwei Kilometer von der Front entfernt, einem gespenstischen Ort. Industrieruinen stehen neben zerstörten Häusern, die Oberleitung der Bahn hängt über den Schienen, kein Mensch ist auf den löchrigen Straßen zu sehen. Bloß ein Krämer hat noch geöffnet. Auch dort haben die Base-Leute ihr Flugblatt ausgehängt, darauf steht: „Wir verstehen, dass es gute Gründe gibt, zu Hause zu bleiben. Aber es gibt bessere Gründe dafür, am Leben zu bleiben. Packen Sie Ihre Sachen!“

Heute ist der VW-Transporter von Base bereits um elf Uhr früh voll besetzt, fast ausschließlich mit alten Mütterchen. Einige haben ihren Hund dabei. Jetzt wird noch die 80-jährige Olexandra Isafijiwna aus einem schrundigen Plattenbau abgeholt. Sie hat früher in der hiesigen Metallfabrik gearbeitet, noch nie im Leben die Grenzen ihrer Stadt überschritten. Sie versucht sich in Galgenhumor: „Jetzt bin ich alt genug, um zu reisen.“ Eine Nachbarin, in eine Wolldecke gehüllt, schaut aus dem Fenster und ruft herab: „Viel Glück, Olexandra. Bleib gesund.“

Die Retter wissen, dass etliche, die hierbleiben, die Russen nicht allzu sehr fürchten. Viele von ihnen sind der jahrzehntelangen Propaganda auf den Leim gegangen, mit der Putin seit Langem wie besessen versucht, die gesamte Ukraine seinem Land einzuverleiben. Nirgends war Putin damit so erfolgreich wie hier im sogenannten Donbas, zu dem auch Bachmut gehört. In der verarmten und von der Zentralregierung in Kiew vernachlässigten Industrieregion hatte er leichtes Spiel. Nirgends sonst in der Ukraine war das Elend größer, nirgends die Hoffnungslosigkeit so gewaltig, nirgends ist Europa so fern und Russland so nah. Der Rest der Ukraine schritt voran, hier blieb alles stehen. Lediglich die Kombinate sind in die Hände der gefräßigen Oligarchen gefallen.

An einigen Plakatwänden in Bachmut hängen noch alte und zerfetzte Poster der Wahlwerbung für Wiktor Janukowitsch, einen der größten Gangster der Region. Er war

Gründer der Partei der Regionen, später Putins Marionetten-Präsident in Kiew. Seine Partei ist die Urzelle der Separatistenrepubliken von Donezk und Luhansk, Schreckensregime, abgekapselt vom Rest des Landes, aufgestachelt von den von Putin finanzierten Radiosendern und Fernsehstationen, terrorisiert von Agenten, mit denen der russische Präsident die Bevölkerung infiltrierte.

Für Putin gehört Bachmut seit der Annexion der Separatistenrepubliken am 30. September zum russischen Staatsgebiet, obwohl die Separatisten selbst hier nie Fuß gefasst hatten. Vielmehr sind Tausende hierher geflohen, um den Separatisten zu entkommen. Bachmut hat vom Krieg sogar profitiert, weil die internationale Gemeinschaft viel Geld aufgebracht hat, sie zu stärken. Trotzdem sind Putins Kollaborateure nach wie vor aktiv. Sie sollen die russischen Angreifer über potenzielle Ziele sowie über die Verstecke der ukrainischen Soldaten informieren. Der Bürgermeister ist besonders gefährdet. Putins Leute wollen Rache üben.

Die ukrainischen Soldaten sind nur in kleinen Gruppen unterwegs, maximal zu zehnt. Sie finden Unterschlupf in verlassenem Wohnungen leerer Plattenbauten, in Bauernhöfen oder in Häusern in Außenbezirken, so wie eine Einheit des 2. Bataillons vom Freiwilligenkorps DUK. Das Kommando führt ein Mann mit Hipster-Bart, dessen Kriegsname

„Norden“ ist, im zivilen Leben arbeitet er als Zahnarzt. „Unser letztes Versteck wurde ausgebombt, weil wir verraten worden sind“, sagt er. „Wir haben nur überlebt, weil alle im Keller waren.“ Seit vier Wochen operieren sie von dem verlassenem Bungalow aus, den ihnen ein geflüchteter Geschäftsmann überlassen hat.

Das Schwimmbecken im Garten ist leer, die Blumenbeete sind verwildert, das Haus hat sich in einen Kommandostand verwandelt. Über den Geländern der Terrasse trocknen Uniformen, auf einem runden Tisch werden Funkgeräte geladen, überall stehen Dosen mit Energydrinks. Manche der Kämpfer reinigen ihre Gewehre, einer zupft auf der Gitarre, andere machen Yoga. Im Wohnzimmer werten Spezialisten die Videoaufnahmen ihrer Drohnen aus, anhand derer sie den Schlachtplan für den morgigen Tag entwerfen.

Man sagt über „Norden“, er habe seit dem Einmarsch von Putins Truppen 2014 auf der Krim nicht mehr gelacht. Schon damals, bei der Majdan-Revolution, schützten er und seine Kämpfer die Aufständischen vor den Polizeitruppen von Präsident Janukowitsch, Putins Marionette. Einer von ihnen fuhr mit einem Bulldozer in dessen Palast. Putin ließ Janukowitsch im Helikopter nach Russland ausfliegen, danach die Separatistenrepubliken ausrufen, für deren Befreiung von Russland „Norden“ und seine Männer seither kämpfen,

Eine zerstörte Brücke beim ostukrainischen Dorf Bohorodychne, gut 65 Kilometer nordwestlich von Bachmut





Ein ukrainischer Sanitäter versorgt in der Stadt Torezk einen verletzten Soldaten

allesamt Freiwillige. Ein Barkeeper ist dabei, ein Filmregisseur, ein Architekt. Seit dem russischen Überfall am 24. Februar sind die Männer in die normalen Streitkräfte integriert, unterstehen dem Kommando der Generalität. Aber sie genießen viel Entscheidungsfreiheit, sind besonders effektiv, weil flexibel und extrem motiviert. Ein Kämpfer, dessen Kriegsnamen „Der Franzose“ ist, sagt: „Jetzt ist es ein anderer, ein viel intensiverer Krieg. Viel mehr Waffen, viel mehr Soldaten, brutalere Kämpfe. Nicht mehr nur ein Stellungskrieg, sondern von Angesicht zu Angesicht. Jetzt geht es um alles oder nichts.“ Die Stunde sei gekommen, für die Freiheit der Ukraine zu kämpfen, gegen die Oligarchen und die korrupte Elite. Und natürlich gegen die Aggressoren aus Russland – für eine Ukraine in den Grenzen von 1990. Auf ihre Bomben schreiben sie: „Die Krim gehört uns.“

Zwei seiner Männer hat „Norden“ allein im vergangenen Monat verloren, die Stimmung ist dennoch gut. Videos von betrunkenen Russen, die gerade für die Armee mobilisiert wurden, kursieren auf den Smartphones. Kurze Sequenzen auf Twitter von Kameraden, die Raketenwerfer als Beute präsentieren, wie sie vornehmlich von der Gruppe Wagner benutzt werden, Putins Schattenarmee. Die Aufnäher von Uniformen getöteter Wagner-Söldner, in Anlehnung an den Komponisten Richard Wagner verziert mit Notenschlüsseln

und Violinen, sind besonders begehrte Trophäen. „Wir müssen so viele wie möglich zur Strecke bringen“, sagt der „Franzose“. Er hat einen Totenkopf auf den Ärmel genäht, war gerade bei Twitter für eine Woche gesperrt, weil er sich in einem Tweet den Tod möglichst vieler Russen gewünscht hatte. Er paraphrasiert den preußischen Militärwissenschaftler Carl von Clausewitz: „Bei Kriegen geht es nicht um Geländegewinn. Bei Kriegen gilt es, möglichst viele Gegner zu zerstören.“ Nach der von Putin verfügten Mobilisierung dürfte ihnen die Arbeit nicht ausgehen.

Bislang sollen in diesem Krieg 60 000 russische Soldaten gestorben sein. Über eigene Verluste sprechen die ukrainischen Kämpfer nicht, obwohl diese kaum geringer sein dürften. Zivile Kühlwagen transportieren die Leichen der getöteten ukrainischen Soldaten ab. Krankenwagen pendeln vom Evakuierungspunkt an der Frontlinie zum Militärhospital Bachmut oder dem städtischen Krankenhaus von Torezk, einer Nachbarstadt, ebenfalls direkt an der Front.

Von einst 30 000 Einwohnern sind etwa 2000 in Torezk geblieben. Noch ein Laden hat dort geöffnet. Die Preise für Äpfel, Hartwurst und Milch haben sich verdoppelt, weil schon die Anlieferung hoch riskant ist. Der Chef tauscht Flüchtenden die lokale Währung gegen Euro und Dollar. Im Krankenhaus gibt es kein fließendes Wasser. Die Flure sind

stockdunkel, weil es mal wieder keinen Strom gibt. Und weil der Dieselgenerator nicht stark genug für das Röntgengerät ist, können die Ärzte momentan nur kleinere Operationen durchführen. „95 Prozent sind Verletzungen durch Schrapnelle“, sagt Dr. Dmitrij Urakow, 42, während er einem Soldaten eine tief sitzende Kugel mithilfe eines Magnets aus der Schulter holt.

Dr. Urakow ist Chirurg, hatte aber 15 Jahre lang nicht operiert. Er macht sonst klinische Versuche in der Krebsforschung. Aber jetzt, da jede Hand gebraucht wird, hat er sich gemeldet. Eine Helferin streift dem frisch Operierten eine alte, vom britischen Militär abgelegte Uniformjacke über, schon wird der nächste Patient auf den verrosteten OP-Tisch gehoben. Im Schein der Strahler sind Einschüsse in der Wand zu erkennen. Bei dem Patienten steckt eine Schrapnellkugel in der Brust. Das Schmerzmittel wirkt offenbar gut. Er unterhält sich mit der Anästhesistin darüber, dass er gern trockenen Rotwein trinke. Wenig später liegt der Nächste auf dem Tisch, Serhij, ein Schuhmacher aus Swenyhorodka. Er sagt, er brauche kein Schmerzmittel. Das Blut rinnt ihm über die rechte Gesichtshälfte.

Auf seinem Helm klebt noch das Laub, das er zur Tarnung angebracht hatte. Er ist zweifach durchbohrt von Schrapnellkugeln, die hinten eingedrungen und vorn wieder ausgetreten sind. Dabei hat es seine Wange aufgerissen. „Nichts Besonderes, weitermachen“, sagt der Chef des OP-Teams, der kurz hereinschaut. Auf der Bank wartet ein junger IT-Spezialist. Er zittert am ganzen Körper. Er sagt, sein Herz rase, eine Granate habe nur 30 Meter von ihm entfernt eingeschlagen. In seinem schweißnassen Gesicht steht die Angst. Dr. Urakow ist mit dem EKG zufrieden. „Panikattacke, Gehirnerschütterung“, diagnostiziert er. Die Anästhesistin gibt eine Beruhigungsspritze, später einen Cocktail aus Magnesium und Antidepressiva. Der Patient müsse sich etwas erholen. In wenigen Tagen sei er wieder an der Front.

Die Frage ist, wie lange die Männer in der Ukraine bereit sind, ihr Leben für diesen Krieg zu riskieren. Etliche verstecken sich bereits. Durch Putins gerade verkündete Mobilisierung, sagen Militärexperten, wird sich der Krieg vielleicht zwei Jahre länger hinziehen als ohnehin schon befürchtet. Die Kosten und die Verluste werden ins Unermessliche steigen.

Mehr als 3,5 Milliarden Dollar pumpen die EU, die USA und der internationale Währungsfonds Monat für Monat in die Ukraine, damit das Land wirtschaftlich nicht kollabiert, die Kosten für Waffenlieferungen nicht mit eingerechnet. Auch davon brauchen die Ukrainer mehr denn je. Die Russen haben genug Waffen. Doch ihnen fehlt offenbar, was die ukrainischen Kämpfer so stark macht: die Motivation zum Durchhalten. Und die scheint mit jeder gelungenen Gegenoffensive zu wachsen. Aus Freude und Stolz über zurückgewonnene Gebiete. Durch die immer weiter wachsende Wut auf den Feind, dessen Gräueltaten von Tag zu Tag sichtbarer werden. „Sieg ist die einzige Option“, lautet ein Spruch, der überall im Land die Häuserwände ziert.



Der Chirurg Dmitrij Urakow operiert Soldaten wie am Fließband

Nur der Sieg zählt – nicht nur wegen der Massengräber von Isjum, in denen Leichen von Menschen mit auf dem Rücken gebundenen Armen exhumiert wurden. Nicht nur wegen des bereits verifizierten Horrors, der sich in Folterkellern auch im Osten zugetragen hat. Sondern auch wegen des fast alltäglich gewordenen Wahnsinns, der sich überall dort abgespielt hat, wohin die russischen Truppen bereits vorgerückt waren.

Wenige Kilometer von Bachmut säumen ausgebrannte Panzer die Straßen. Hunderte von Streubomben stecken in Sonnenblumenfeldern. Hinter Bushaltestellen, die mit Munitionskisten voller Erde verbarrikadiert wurden, sind Löcher gegraben, in denen sich Soldaten versteckten. Nicht explodierte Sprengkörper haben sich in Schlaglöchern mit Schlamm vermischt. Minensuchtrupps arbeiten sich langsam zu der Ortschaft Welyka Komyschuwacha vor. Noch weiter westlich sind die Russen nicht vorgedrungen. Von dort sind die Bewohner am 17. April geflohen, drei Tage, bevor die Russen kamen. Jetzt kehren die ersten von ihnen zurück.



Das zerstörte Haus der Familie Sheyko (o.) Erschöpft vom Krieg: Evakuierte Menschen in einem Transporter (u.)



Jedes Haus liegt zumindest teilweise in Trümmern. Ein Traktor mit zerschossenen Scheiben parkt auf der Straße. Die Bäuerin Jelena Schejko, 52, versucht, etwas Ordnung in das Chaos zu bringen. Das Bad ist vollkommen zerstört, die Küche ebenso. Auf den Betten haben die Besatzer Exkremamente hinterlassen. An den Wänden hat sich ein Soldat namens Witok mit Graffiti verewigt: mit Comicfiguren, gemalten Maschinengewehren, mit Lobeszeilen für die russischen Spezialkräfte.

Ein Stall diente den Russen als Materialdepot. Abzeichen der Truppen der Separatistenrepublik finden sich da, schussichere Westen, Helme, Gasmasken aus sowjetischer Produktion, mindestens 50 Jahre alt. Im Kommandostand gegenüber liegt noch die sogenannte Schlachtzeitung der russischen Armee, dem Datum zufolge gedruckt, drei Tage bevor die Soldaten von den ukrainischen Truppen getötet oder in die Flucht geschlagen wurden. „Ihr seid Helden“, steht da. „Russland ist stolz auf seine Verteidiger, Ritter des Guten.“ Einer der Ritter hat auf die Lehne von Jelena Schejkos Schaukelstuhl eine Nachricht gekritzelt: „Wir wollen euch nichts Böses.“

Die Bäuerin sagt nach langem Schweigen: „Hier fühlten wir uns frei, hier fühlten wir uns zu Hause. Das ist unsere Heimat.“ Natürlich möchte sie zurückkommen. An den Wiederaufbau möchte sie aber noch nicht denken. „Der Krieg ist nicht vorbei“, sagt Schejko. „Es kann sein, dass die bald wiederkommen.“ Ob das passiert, hängt auch davon ab, wie die Kämpfe in Bachmut verlaufen.

→ Die Recherche begann mit dem ersten Tag des Krieges. Mein Glück war, dass ich den Fotografen Christopher Occhicone kennenlernte. Er verfügt über Fronterfahrung und ein Privatauto, das wie ein Militärfahrzeug aussieht. Noch wichtiger war, einen Soldaten des Freiwilligenkorps DUK als Partner zu gewinnen. Ohne dessen Hilfe und das Einverständnis seiner Vorgesetzten wäre die Reportage nicht möglich gewesen.

Der Soldat verfügte über stets aktuelle Codes für die Checkpoints auf dem Weg zum Kampfgeschehen und führte uns zu einem der am heftigsten umkämpften Frontabschnitte, nach Bachmut.

Eine Woche lang waren wir in der Region unterwegs. Der Soldat ermöglichte Gespräche mit lokalen Autoritäten, Ärzten und Patienten im Militärkrankenhaus und half dabei, Menschen aus der Zivilbevölkerung zu treffen.

Um sie und ihre Familien vor etwaigen Racheaktionen zu schützen, tauchen sie im Text nur mit ihren Kriegsnamen auf. Ihre Klarnamen sind Autor und Fotograf bekannt. Ihre Aussagen sind überwiegend Meinungsäußerungen und müssen nicht verifiziert werden. Informationen zu konkreten Ereignissen konnten mit Fotos, durch Beiträge von als seriös geltenden Bloggern sowie Akteuren in sozialen Medien verifiziert werden; vor allem aber durch Erkenntnisse verschiedener Geheimdienste.



Text: Joachim Rienhardt hat Politik und Geschichte studiert, die Münchener Journalistenschule besucht und arbeitet seit 32 Jahren beim „Stern“. Als Reporter des Auslandsressorts berichtet er aus der ganzen Welt, mit Vorliebe aus Südamerika. Er ist ein Verfechter der gründlichen Recherche, widmet sich seinen Reportagen, wann immer möglich, wochenlang.



Fotos: Christopher Occhicone lebt seit 2016 in der Ukraine und konzentriert sich auf langfristige Projekte, darunter der anhaltende Krieg mit Russland und die Dokumentation von Menschenrechtsfragen in den staatlich geführten Waisenhäusern für Menschen mit besonderen Bedürfnissen. 2014 hat er das Fotojournalismus-Programm am ICP in New York abgeschlossen und ist seitdem in der Ukraine unterwegs.